

Vortrag von Dr. Anne Friedrichs

anlässlich der Verleihung des Johannes-Zilkens-Promotionspreises
für Wissenschaftsgeschichte 2012

am 29. Juni 2012 im Rautenrauch-Joest-Museum, Köln

Sehr geehrte Damen, sehr geehrte Herren,

es ist mir eine große Ehre und Freude, heute den Johannes-Zilkens-Promotionspreis zu erhalten und ich möchte mich zunächst bei Ihnen sowie bei allen, die zum Gelingen der Arbeit beigetragen haben, sehr herzlich bedanken.

Im Jahr 1929 veröffentlichten drei Historiker in Cambridge und London die erste Publikation eines Handbuchs unter dem Titel „The Cambridge History of the British Empire“.¹ Mit Blick auf die Entstehung eines neuen, noch nicht klar definierten politischen Gebildes sollte das Werk den neuesten Kenntnisstand der historischen Forschung über die Geschichte des Empire – und Commonwealth – zusammenführen. Das Werk stieß auf breite Resonanz auch außerhalb der Disziplin. Sir Charles Lucas aus dem Mitarbeiterstab des Kolonialministeriums empfahl die Sammlung im *Times Literary Supplement* aufgrund der Aktualität des Themas sowie des klugen Umgangs der Herausgeber.

Die Frage nach der Entwicklung des Empires war zu diesem Zeitpunkt – im Jahr 1929 – in der Tat aktuell: 3 Jahre zuvor hatte der britische Außenminister Lord Balfour die Bildung eines Commonwealth angekündigt. Im Jahr 1931 sollte das Statut von Westminster dieses Programm ratifizieren. Welche Grundzüge der Entwicklung hoben die Historiker in dieser Zeit hervor?

In meiner Dissertationsschrift unter dem Titel „Das Empire als Aufgabe des Historikers. Historiographie in imperialen Nationalstaaten, Großbritannien und Frankreich 1919–1968“ habe ich mich mit der Frage befasst, welche Rolle britische und französische Historiker als Produzenten und Vermittler von geschichtlichem Sinn in drei Phasen übernahmen – auf dem Höhepunkt der Ausdehnung der britischen und französischen Kolonialreiche (in den 1920er und 1930er Jahren), während deren Restaurierung und Erneuerung (in den späten 1940er und frühen 1950er Jahren) sowie im Zeitalter der Auflösung dieser Imperien (ab den späten 1950er Jahren). Es ging darum, welche geschichtlichen Bilder Historiker jeweils mit Blick auf ihre Gegenwart entwarfen. Welche sinnstiftenden Erzählungen stellten sie jeweils für ihre Gesellschaften bereit? Wie änderten sie diese Narrative unter den Bedingungen einer allmählichen Verschiebung der politischen Ordnung – in einer Zeit, als sich das Souveränitätsprinzip verallgemeinerte, das Selbstbestimmungsrecht der „Nationen“ gestärkt und Menschenrechte und Anti-Rassismus zu vorrangigen Normen der internationalen Gemeinschaft wurden?

Hauptquelle meiner Untersuchung waren geschichtliche Handbücher, ergänzt durch Publikationen, die den Kanon des Faches abbildeten und beeinflussten. Handbücher sind eine zentrale und besondere Textgattung innerhalb der historischen Forschung und Lehre. Sie verschaffen einen Überblick auf dem neuesten Kenntnisstand der Disziplin, der allerdings auch auf einer perspektivabhängigen Bewertung von Kontinuitäten und Brüchen beruht.

In meinem heutigen Vortrag möchte ich Ihnen einen Einblick in die Ähnlichkeiten und Unterschiede der geschichtliche Großdeutungen in Frankreich und Großbritannien geben, wobei ich mich auf eine der drei Phasen – die Zwischenkriegszeit – konzentriere und allein einen Ausblick auf die Zeit ab den 1950er Jahre gebe. In einer Zeit der viel debattierten Globalisierung sowie Fragen nach supranationalen Integrationspotentialen angesichts der

¹ Die folgenden Ausführungen beruhen auf: Friedrichs, Anne: Das Empire als Aufgabe des Historikers. Historiographie in imperialen Nationalstaaten. Großbritannien und Frankreich 1919–1968, Campus, Frankfurt a. M./New York 2011.

Ausgestaltung der Europäischen Union kann es hilfreich sein, die Konstruktionsprinzipien von sogenannten historischen Meistererzählungen genauer zu fassen und zu reflektieren. Dabei möchte ich Ihnen zum einen zeigen, welche Bedeutung die imperiale Dimension jeweils für die akademische Geschichtsschreibung in Frankreich und Großbritannien hatte. Zugleich möchte ich herausarbeiten, welche Grundprinzipien und Ordnungsvorstellungen die Historiker jeweils unterstützten und beschworen.

Es war nicht nur den politischen Umständen geschuldet, dass britische Historiker ab 1929 eine Erzählung über die Entwicklung des Empire etablierten. Bereits um die Jahrhundertwende waren die ersten Handbücher im Bereich der Allgemeinen „Geschichte der Moderne“ (*Modern History*) sowie der „Geschichte Englands“ (*History of England*) entstanden. Sie korrespondierten mit den zentralen geschichtlichen Prüfungsthemen an den Universitäten Cambridge und Oxford und erschienen in einer Zeit, als sich die neu gegründeten Hochschulen in Aberystwyth, Bangor und Cardiff, Leeds, Liverpool oder Sheffield um die Einführung eines Geschichtsstudiums bemühten. Ähnlich hing in der Zwischenkriegszeit die Etablierung einer neuen geschichtlichen Erzählung damit zusammen, dass sich seit dem Ersten Weltkrieg eine neue Teildisziplin – die Imperialgeschichte – konstituiert hatte. Durch die Einrichtung von speziellen Lehrstühlen in Cambridge und London ab 1919 mittels privater Stiftungen neben dem traditionellen Standort in Oxford waren Interessenten für imperiale Geschichte fortan an den prestigeträchtigen Universitäten institutionell verankert. Umgekehrt sollten diese dazu beitragen, die Vorstellungen über Kontinuitäten und Brüche der imperialen Entwicklung zu definieren und diesen eine Legitimität in und außerhalb der Fachgemeinschaft zu verschaffen.

Die von ihnen entworfene Erzählung über die Dauer sowie den schrittweisen Prozess der Erneuerung – und „Liberalisierung“ – des imperialen Systems seit der amerikanischen Separation stand freilich in Konkurrenz zu anderen geschichtlichen Narrativen. Denn nicht nur war ungefähr parallel dazu ein weiteres Handbuch zur Geschichte Indiens im Erscheinenden, das die Fortentwicklung der Region durch die britische Kolonialverwaltung betonte und deren Autoren sich überwiegend aus dem Kreis der Kolonialbeamten sowie dem Personal der 1916 gegründeten Londoner *School of Oriental Studies* rekrutierten. Auch spielte die imperiale Vergangenheit in Synthesen zur englischen und europäischen Geschichte eine Rolle. In der abschließenden Publikation der seit 1933 erscheinenden *Oxford History of England* hob der Verfasser etwa die Ausbildung der grundlegenden Strukturen des „Empire-Commonwealth“ als eine von fünf zentralen Tendenzen der englischen Geschichte hervor, wobei er die Entwicklung Kanadas, Australiens und Südafrikas zu föderalen Kernen von der in anderen Gebieten unterschied. (Ich zitiere): „Ägypten, der Suezkanal, Oberbirma und Teile Malayas sowie das subtropische und tropische Afrika wurden auf private Initiative besetzt und kontrolliert, da das Kabinett nicht bereit war, öffentliche Gelder für ihre Eroberung und Entwicklung zu investieren.“

Auch wenn die Autoren der Werke (wie dieser) in den Kategorien ihrer Zeit arbeiteten und dachten, beteiligten sie sich doch eher sekundär an einer Legitimierung des Empire. So wichtig postkoloniale Anregungen für eine „Entprovinzialisierung Europas“ und einer auf Europa zentrierten Geschichtsschreibung sind, neigen sie doch dazu, die Vielfalt der zeitgenössischen Perspektiven ebenso wie die Gewichtung der Argumente durch die Autoren zu vernachlässigen. England- wie Europa-Historiker hatten anderes im Blick als die Rechtfertigung des

Empire oder der imperialen Nation. Die Verfasser der *Oxford History of England* bekräftigten im Kern die Idee einer besonderen Verantwortung der englischen Politik für das Wohlergehen der Bürger und standen damit dem sozialliberalen Flügel der Labour-Party nahe. Demgegenüber bemühten sich Europa-Historiker wie George Gooch, von 1922 bis 1925 Präsident der *Historical Association*, und Adolphus Ward, Leiter des *Peterhouse* in Cambridge, im Kern darum, den Sinn einer internationalen Gleichgewichtsordnung unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg zu unterstreichen, welche die partikularen Interessen der einzelnen Staaten regulieren und dadurch künftige Kriege verhindern sollte. Selbst die Imperialgeschichtsschreibung trug zwar mithilfe des Handbuchs einerseits zur Legitimität des Empire-Commonwealth bei. Andererseits nahmen die Verfasser doch eine ambivalente Haltung zu diesem politischen Gebilde ein, wenn sie gerade den gelungenen Prozess einer „Liberalisierung“ betonten.

Ungefähr parallel dazu trugen auch französische Wissenschaftler und Gelehrte zur Etablierung einer Imperialgeschichtsschreibung bei. Hier waren die ersten spezialisierten Lehrstühle zunächst im Bereich der Altertumswissenschaften an der Universität Algier sowie am *Collège de France* in Paris entstanden. Im Jahr 1921 wurde an dieser prestigeträchtigen Einrichtung zur Grundlagenforschung auch die erste Professur für moderne Kolonialgeschichte eingerichtet, die das Kolonialministerium finanzierte. Erst 1942 gelang es der Kolonial-Lobby, einen weiteren kolonialhistorischen Lehrstuhl an der geisteswissenschaftlichen Fakultät in Paris zu schaffen, an der die Ausbildung für das Lehramt angesiedelt war. Bereits zuvor – und wenn man so will, im Kontext der Bemühungen um eine institutionelle Erweiterung – gab der Inhaber des ersten kolonialhistorischen Lehrstuhls sowie der ehemalige Außenminister Gabriele Hanotaux ein Handbuch heraus. Letztlich habe Frankreich im Laufe seiner Geschichte zwei Wege eingeschlagen: die Werbung für Gerechtigkeit unter den zivilisierten Völkern, und die zivilisatorische Expansion unter den verspäteten Völkern (*propagande de justice parmi les peuples civilisés, expansion de civilisation chez les peuples attardés*).

In ihrem Plädoyer für eine Erziehung der kolonisierten Bevölkerung zu Bürgern unterschied sich die Darstellung zudem von anderen, ungefähr gleichzeitig erscheinenden Handbüchern. Auch wenn die Verfasser keineswegs für eine Assimilierung der kolonialen Bevölkerung im Sinne erweiterter Staatsbürgerrechte argumentierten, so ist doch ihre vergleichsweise große Aufmerksamkeit für ungelöste Probleme und Entwicklungspotentiale in Übersee beachtenswert. Demgegenüber stellten die Kolonien in der von Ernest Lavisse herausgegebenen und heute als französischer Erinnerungsort par excellence bekannten „Geschichte Frankreichs“ (*Histoire de France*) primär einen Erweiterungsraum für die Republik dar, ähnlich wie das rechtsrheinische Gebiet. Während Lavisse sich aber ausdrücklich gegen weitere Versuche einer Ausdehnung Frankreichs zum Kontinent wandte, beurteilte er die „Wertschöpfung“ des Kolonialreichs als angemessene Direktive, um die Republik und ihre Ideale auch in Zukunft zu stärken. Dagegen zeichneten die Autoren der wenig später veröffentlichten Reihe „Völker und Zivilisationen“ (*Peuples et civilisations*) ein eher kritisches Bild. Neben einer wachsenden Demokratisierung überall in Europa ab der Französischen Revolution hoben sie die negativen Entwicklungen zum Imperialismus und dann zum Ersten Weltkrieg hervor. Auch führte die einschlägige Darstellung diese auf ähnliche Gründe zurück: die enge Verflechtung von Angehörigen der Außenpolitik und Diplomatie mit der wirtschaftlichen Lobby.

Bemerkenswert ist, dass sich die zentralen Werke damit allesamt auf die Werte der Republik bezogen, wie ein Rechtsstaatsprinzip, eine demokratische Orientierung oder einen politischen Erziehungsauftrag. Bei allen weltanschaulichen Differenzen wurden die leitenden Erzählungen der Geschichtswissenschaft durch republikanisch orientierte Fachangehörige und Gelehrte geprägt und getragen – also nicht durch Befürworter eines katholisch-royalistischen Geschichtsbilds. Eine ähnliche Orientierung an Normen und Idealen der regierenden Eliten lässt sich auch im britischen Fall konstatieren, wenn dort führende Historiker den Sinn einer Gleichgewichtsordnung, einer „liberalen“ Gestaltung des Empire oder einer verantwortungsvollen Politik unterstrichen.

Wie veränderten die Historiker diese geschichtlichen Bilder und Erzählmuster mit Blick auf den Zweiten Weltkrieg, die Gräueltaten des NS-Regimes und das zunehmend empfundene Ende der Imperien? Ich kann in der verbleibenden Zeit nur einige wesentliche Punkte umreißen. Nicht nur französische und britische Politiker erörterten nunmehr die Möglichkeiten einer neuen Positionierung in der Welt wie die einer europäischen Integration. Auch Historiker reflektieren in ihren Arbeiten die sich wandelnde(n) Wahrnehmung(en) ihrer Gegenwart. In Frankreich konkurrierten drei Gruppen von Historikern um die Auslegung der Geschichte der Welt. Während die einen den Bedeutungsverlust des europäischen Staatensystems beklagten und andere die Entwicklung einer neuen welthistorischen Alternative unter Führung der Sowjetunion betonten, präsentierten dritte die ungleichzeitige Formierung unterschiedlicher Kulturen wie des Islam oder der chinesischen Welt unabhängig von der politischen Ordnung. Interessant ist, dass sich damit neben den älteren, bereits in der Zwischenkriegszeit vorrangigen Richtungen eine neue Gruppe mit einer kulturellrelativistischen Auffassung schob (im Umkreis der berühmten *Annales*-Historiker Lucien Febvre und Fernand Braudel).

Britische Historiker setzten vor allem die älteren Narrative fort, aber passten diese an die veränderten Rahmenbedingungen an. Das Ende des Empire stellte für einen Historiker wie den in Oxford lehrenden A. J. P. Taylor keinen Verlust dar, sondern Bedingung für den Aufstieg des Wohlfahrtsstaats. Zugleich erinnerten einige Imperialhistoriker an die liberalen Grundlagen des Empire, wenn auch deutlich verhaltener. Zu erwähnen ist schließlich, dass die Wirtschaftsgeschichte ab 1945 an Aufschwung gewann mit Blick auf Fragen nach den Bedingungen des ökonomischen Wachstums, aber auch sozialer Wohlfahrt. Auf diesem Gebiet sollten vorwiegend liberal eingestellte Fachvertreter eine Erzählung über unterschiedliche Pfade der Industrialisierung in „Westeuropa“, den Vereinigten Staaten, Russland und im „Fernen Osten“ etablieren.

Alles in allem wurden in beiden Fällen die geschichtlichen Erzählungen zwar neu gerahmt, aber insgesamt eher erweitert und ergänzt als verdrängt; nur die Kolonialgeschichtsschreibung geriet als leitende Erzählung des kolonialen Milieus in den Hintergrund. Hier wie dort gewannen zudem kulturellrelativistische Tendenzen an Bedeutung.

Gleichzeitig sind die Historiographien im Verlauf von rund fünfzig Jahren nicht dieselben geblieben. Veränderungen der jeweiligen Organisation und Fachkultur schlugen sich zumindest partiell auf die leitenden Erzählungen nieder. Im britischen wie im französischen Fall verschwanden beispielsweise die Privatgelehrten nach 1945 aus dem Kreis der Autoren. Zudem veränderten sich die sprachlichen Normen und fachlichen Rituale, wenn etwa französische

Historiker Abstand von Aussagen zur Zukunft nahmen. Manche Werke geben auch von einem allmählichen Wandel des Selbstverständnisses der Historiker Zeugnis. Braudel und Febvre nahmen eine zwar nicht neue, aber doch nunmehr an Überzeugungskraft gewinnende Funktion für die akademische Geschichtsschreibung in Anspruch, wonach diese der Reflexion – und nicht der Rechtfertigung oder der kritischen Orientierung – diene.

Wenn wir diese Befunde abschließend einmal weiterführen, auch und gerade mit Blick auf unsere Gegenwart, dann ließe sich nicht nur fragen, wer heute welche Geschichtsbilder und historisch begründeten Ideen über welche Medien und in welchen Kontexten prägt, sei es die Idee einer „Neuen Weltordnung“ einer „beschleunigten Gesellschaft“ oder einer „Kultur des neuen Kapitalismus“, sondern auch, welchen Anteil universitäre Historiker an der Gestaltung legitimierender Meistererzählungen haben und – haben wollen. Hier sind unterschiedliche Standpunkte möglich – und legitim.

Anliegen meiner Dissertationsschrift und des heutigen Vortrags war es, für unterschiedliche Bewertungen von Raum und Zeit zu sensibilisieren. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.